

*Zementabteien, Feldlazarette: Zivilisation und Bildung am Ende. Ein einsamer Parzival fürchtet sich vor der Aufgabe, eine Poetikvorlesung abzuhalten. Die erlösende Geste findet er schließlich im Weiß der Kreide, mit deren Hilfe sich vielfältige Bezüge herstellen lassen. Wo nicht einmal mehr Germanisten ein Studium der Quellen betreiben, gilt es für den „poet in residence“, sein eigenes kulturelles Wissen in einer Atmosphäre von Unkenntnis und Schweigen in die Waagschale zu werfen.*

# Poesie im Land der Parallelautobahnen

Von Günter Herburger

**N**utzen und Verachtung der Poesie – so lautete mein Thema, das ich mir – ziemlich schwungvoll – aus Furcht vor der Aufgabe, in einem Sommersemester an der Gesamthochschule Essen zu lesen, ausgesucht hatte.

Die Bedingungen waren beinahe gewerkschaftlich korrekt: Alle vierzehn Tage an zwei folgenden Abenden doppelstündiger Vortrag; Geld, nach Abzügen, in Höhe eines gemäßigten Facharbeiterlohns, den ich dringend benötigte; Übernachtung bei Freunden nahe des Ruhr-schnellwegs, was sich während dieser mühereichen Zeit als Labsal erwies.

Bereits die Hinreise zwang mich in ein klammes Elend von vormittags bis in die Dunkelheit hinein, wenn ich endlich ankam: noch den Rhein, die kreischenden Abteile der Bundesbahn und die Zementabteien der Ebenen im Sinn. Dazu gehörte auch eine seit Jahren erkennbare zunehmende Bildungsnot, der ich mich nun stellen wollte; hinter ihr jagte ich schon lange her, wie der Pilot Pirx aus einem Lem'schen Welt-raumbuch, weil ich es, leider, in meiner Jugend nur sehr kurz bei Studien ausgehalten hatte, sei es aus Unge-mach, sei es aus Gier nach Lebenser-fahrung. Zunächst wurden alle meine Er-

wartungen bestätigt, als ich aus dem Essener Hauptbahnhof trat, durch die verödete Kaufschlucht der zentralen „Fußgängerzone“ schritt, in der nur noch ein paar Jugendliche bei einem wasserüberrieselten Leuchtbrunnen aus senkrechten Neonwalzen standen. Ich trank in einem altdeutsch furnierten Stehrestaurant sofort ein Bier und aß salzige „Pommes“, wie dort, am Ende unserer Zivilisation, die Schnellstausgabe der Nahrungskette genannt wird. Auf einer sich senkenden Pflasterstraße geriet ich dann ins Pornoviertel, wo ich später aus Abhär-tungsverlangen mehrmals in eines der Dauerkinos ging. Rührendster Eindruck – das bleiche, herausge-zerrte, dünne Glied eines Rentners neben mir vor der stöhnenden Leinwand.

Jenseits von hintereinanderliegenden Verkehrsadern und einem Korridor unter den Gleisen des Güterbahnhofs steht auf dem fast vollständig „sanierten“ Gelände eines ehemaligen kommunistischen Wohngebiets die siebenundsiebzig-geckige „Gralsburg der Gesamthochschule“, deren Baumodul ge-kränkte Westwallfanatiker ausgedacht haben müssen: eine Art sich selbst perennierender Kommando-festung aus Beton und Glas; aber, wurde ich belehrt, ihre Eisenteile

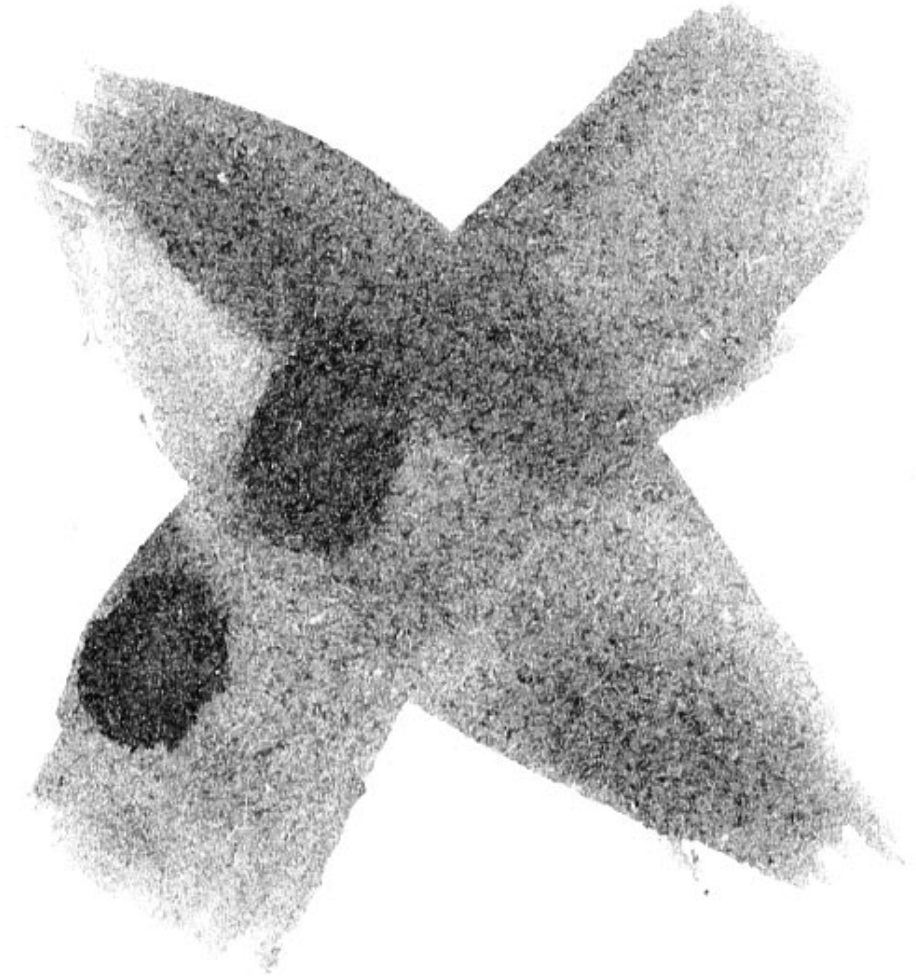
würden selbständig oxydieren, sozu-sagen freihändig geschmacklich ver-rosten, meines Wissens zum ersten-mal von einem Kirchenarchitekten namens Dahinten in Zürich und Brazzaville ausprobiert.

Wer nicht die richtige Eingangs-luke erwischt, A 6 oder L 2, verirrt sich schonungslos, wird von einem der überlasteten Pfortner einfach aufwärts geschickt. Die Innenwände der Lifts sind zerkratzt und mit sar-kastischen Sprüchen versehen; auf den verlassenen Zementstiegen liegen leere Kakaotüten und, meine ich, geheimnisvoll gekreuzte Trinkstroh-halme, die Zeichen geben sollen.

Doch ich hatte Glück. Zunächst verschlug es mich in die Werkstatt eines noch fleißigen Modellschrei-ners, der an einer Kreissäge eine hauchdünne Leiste entzweischneit, Mahnung für Sorgfalt, Umsicht und Geduld. Er deutete weiter nach oben, meine Hoffnung bestärkend, daß es hier endlich die Vielfalt von Wissen und führenden Tätigkeiten geben müsse, Praxis von Sinnlichkeit und Theorie in einem.

Wo ist das Paradies?

Dieses wollte ich wenigstens in Schattenrissen erkunden, an Klöster oder geschichtsträchtige Universitä-ten wie Prag und Regensburg den-



kend, deren Glut damals noch von der gemeinsam ehern lateinischen Sprache eingedämmt wurde. Heute haben wir im Westen dafür das mühelos amalgamierbare Amerikanisch und im Osten das eher störrische Russische, welches kaum so eroberrungsfähig zu sein scheint, laut abwesender Zitatentracht.

Anfangs waren etwa fünfzig Hörer anwesend, zuletzt nur noch fünf oder sechs, die ich inzwischen auch nicht mehr überblicken konnte, da meine Einzelheit, die sich fortwährend durch Egozentrismus und freundliche Abgrenzungstechnik aufzufüllen bemühte, keine Gelassenheit zuließ.

Ich wurde nicht von Fragen überhäuft oder in die Enge getrieben – Schweigen umgab mich. Alles, worüber ich sprach, schien unbekannt zu sein, obgleich ich es mit Germanistinnen und ein paar Germanisten zu tun hatte, die allerdings durch meine Anwesenheit keine Semesterzertifikate erwerben konnten. Ihr Dasein war freiwillig, Freizeit oder Pause ohne Karriereaussicht.

Was war geschehen, nachdem der übliche Linksüberholer, gestärkt durch seinen „Dritten Bildungsweg“, dann ebenfalls verstummte und Namen selbst jüngster Poesie – Ursula Krechel, Ludwig Fels, Friederike Roth oder Michael Krüger oder Paul Wühr – ins Abseits liefen?

Ich wurde Zeuge ausgenüchterter Klage, daß in unserem dreiklassigen Schulsystem nicht das Lesen geübt werde, vielmehr das Auswerten von Ergebnissen, aufgespalten in abzufragende Terms und Bits, die, solcherart strömungsgünstig und funktionstüchtig, unserer vorherrschenden Leitplankenkultur zum Gedeihen verhelfen.

Das schweifende Kombinieren und Assoziieren, gar Verneinen war nicht gelehrt worden, geschweige denn die Neugier auf zu entdeckende Schätze der Historie des Ichs, die im Gegensatz zu den Naturwissenschaften etwas ganz anderes erzählt, nämlich von unseren Verzweiflun-

gen, Bedingungen und Vermessenheiten.

Hoch oben in einem niedrigen Sälchen mit nicht zu öffnenden Fenstern, beatmet von einer Umwälzanlage für Luft und beschirmt durch eine grüne, blanke Tafel ohne Kreidestücke, fühlte ich mich wie in ein Feldlazarett versetzt.

Meine behutsam einleitende Frage, ob Christian Enzensbergers Thesis richtig sei, die Politik stabilisiere insgeheim das Konservative, da sie zwar den Erwartungs- und Bedürfnisdruck ausnützte, aber ihn nur als Schein behandeln könne, erweckte kein Interesse.

Und die Gegenfrage, ob nicht eine marxistische Haltung, die Technik, Natur und Psyche für eine möglichst breite Entfaltung des einzelnen in bewegter Aneignung von Kultur mehr Raum gewähre, blieb auch ohne Antwort, als redete ich von Wolken oder von einer solchen herab.

Wer aber, empörte ich mich, entscheide nun? Die Verwaltung, die Literatur, das angekettete Feuilleton, Koalitionen politischer Parteien oder die nicht durchschaubare Macht genetischer Aminoschleifen, von denen wir nie genau wußten, wieviel Einfluß während eines Lebens vielleicht trotzdem weitervererbt würde, uns verunreinigend oder beflügelnd?

Bei dieser Methodologie hieß es, ich sei arrogant, darum gehe es überhaupt nicht. Sinn walte in Anwendbarkeit und Übersicht, für mich ein holder Solipsismus, doch dieser Begriff wurde auch abgewiesen, war zu schwierig.

Sie hatten recht, die immer noch ausharrenden, wenigen Zuhörer, denn in einem Land der Parallelautobahnen, das sich bald einen umfassenden Betondeckel, gleich einer gigantischen Tiefgarage, überstülpen würde, mit den notwendigen Exportausgängen für das Überleben, bedeuteten Bücher abtastbaren Nutzen: Thomas Mann, Alfred Döblin, jeweils mit ihrem bekanntesten Werk, waren vorrätig als Verfilmung oder in Form von Sekundär- oder

Tertiärverdampfung. Schon bei Günter Grass, einem anscheinend undurchdringlichen Termitenhügel, endete das Begehren. Andere, die ich aus Trauer nicht nannte, sollen als Sofafans des Mittelstands fürderhin wertgehalten werden.

Hermann Broch mit seiner „Schlafwandler“-Trilogie und der auch für schutzbedürftige Legastheniker noch entzifferbare frühe Arno Schmidt mit seinen wunderbar verbissenen kleinbürgerlichen Erzählungen („Das kalte Herz“ oder „Schwarze Spiegel“), die den Abgrund der Adenauerzeit beleuchten, werden unbekannt bleiben. Alfred Anderschs letzter Roman mit seiner herzergreifend stolpernden Übersicht der Ardennenschlacht ist für die Bildschirm- und Plattengeneration, die unsere Kinder einmal in Deutsch und Geschichte unterrichten wird, eine blinde Mauer. Von Elisabeth Langgässers widerspenstigem Langbuch der Verweigerung und Hoffnung, „Das unauslöschliche Siegel“, oder von Ernst Kreuders nachromantischer „Gesellschaft vom Dachboden“ – von jenem Ernst Kreuder, der, um nicht zu verhungern, unerkannt traurig launige Kurzgeschichten für das Bäcker- und Metzgerhandwerk schrieb, mag sie auch nie etwas erfahren wollen.

An einem dieser Abende in der Einsamkeit meines Gewerbes vertraute ich mich einer pensionierten Lehrerin an, die aufrecht anwesend war und mit der ich zur Erholung heftig über Selma Lagerlöf, Ricarda Huch, Isolde Kurz und sogar über „La Storia“ von Elsa Morante streiten konnte – uns gegenseitig durch die Stromschnellen und erholungs-sentimentalischen Untiefen dieses Romans geleitend, der bisher nichts Gleichwertiges in unseren Verdrängungsgegenden gefunden hat.

Somit wurde klar, daß es müßig wäre, noch von anderen Verehrungswürdigen zu berichten wie Babel, Carpentier, Céline, Gadda, Gombrowicz, Manganelli, Svevo oder dem Tiroler Eduard Leopold Zach,



einem völlig Apokryphen, der seine vermurten Balladen in gotischer Spiegelschrift verfaßte. Jedes weitere Detail aus dem mächtigen Konzert der Bibliotheken klang nur noch feist, als sei selbst meine Mutter, Tochter eines bescheidenen Fuhrmannspeitschenfabrikanten, schon eine intellektuelle gewesen.

Der selbstgestellte Auftrag hieß: Verweisen oder pädagogisch Verführen, eine Gelegenheit, die komplexen Unterschiede von Büchern zu preisen für eine zweite Art Leben wie in einem Zauberschloß voller Schrecken und Wunder, die auf dunklen Treppen wisperten oder vom Rand stürzender Tische schrien.

War es zum Beispiel notwendig, Reiche immer noch in Kabarettform darzustellen, nur weil wir in ihrem Delegationsprinzip für Arbeit, Schmerz und Vergnügen nie ansässig gewesen waren?

Weshalb durften andererseits Arbeiter nur grob und vordergründig sprechen, obwohl jeder, sicher auch der Dummste von ihnen und uns, sich zu einem tausendfach verästelten Baum der Empfindsamkeit erhob, auf dessen Zweigen, Blättern und Nadeln überzählige Stimmen und Seelen für langwierige Relativ- und Konjunktivsätze anwesend waren, hellster und finsterster Pracht? Wer hatte von Jung, Rehbein oder Makarenko gehört?

Zwischen wie sich selber begatenden Bücherregalen, wohin ich mich zweimal flüchtete, herrschte Publikumsleere. Niemand saß gebeugt über Folianten. Es war, als sei nur ein unsichtbares Heer emsiger Lesemikroben unterwegs, das stoisch Spuren einsammelte und die Früchte zu Mikrofilmen schleppete. Vielleicht häufte sich der molekulare Glanz auf den bleiblaue ermüdeten Lidern einer Aufsichtsperson? Meine Frage, ob sie Feuer hätte, erstarb beim Anblick eines drohenden Piktogramms.

Draußen flammte die Leuchtschrift der Rheinisch Westfälischen Elektrizitätsgesellschaft, abgekürzt

RWE, ein Koloß der Kohle-, Wasser- und Atomenergie. Als ich die letzten Studentinnen und Volkshochschullehrerinnen fragte, ob sie je Lust verspürt hätten, mit einem Gedichtbuch in der Tasche diese Brutkathedrale zu betreten, wurde ich nicht belächelt. Schlimmer, sie hatten das Mahnmal vor ihren Augen noch gar nicht entdeckt, wahrscheinlich aus Abwehr.

Kann daraus Literatur entstehen? Selbstverständlich! Doch ohne sarkastische Übertreibung würde das Realistische sich nicht zu erkennen geben, und ohne Naturbetrachtung und strikte Individualregistratur von Zorn, Glück und Trauer träte keine Identifikation ein, der wir Moral oder höhnische Zwiespaltsreiche von Orientierung verdanken.

Die Rücksichtslosigkeit dieses jede exakte Wissenschaft mißachtenden Lärms erkühlt sich, ohne Formeln auszukommen. Sie verläßt sich auf Sprachbilder und Metaphorik, also nur auf Stimmungen. Wahrhaftig, offene Gefilde für Zirkelschlüsse, aber auch für Entscheidungen.

Hätte ich nicht bei einer befreudeten Familie nächtigen können, ich glaube, ich wäre verzweifelt. Das Defizit einer kaum mehr die Originale lesenden Deutschkundler-Wissensverweigerung schien unüberwindlich zu sein. Selbst das kräftig artikulierte Klassenbewußtsein einer Genossin half wenig; es düsterte zu sehr nach unmittlerbarem Fortschritt, der zwar Sinn postuliert, jedoch in Literatur fast immer zu einer trügerischen Einfachheit führt. Gegenbeispiele waren spärlich genug.

Da notwendig nur andeutungsweise Reden auf Grund von Kenntnismangel nicht zu der eloxierenden Verknüpfung von Strukturen und umflorten Namen sich steigerte, rettete ich mich am letzten Verkündigungsabend in ein wildes Definitivonsgeschehen, um eben als *poet in residence*, Zwischenaufenthaltsdichter, in einer Gesamthochschule für mich selbst wieder Tritt zu fassen.

Der gletschergraue jugendliche

Germanistikprofessor, der mich eingeladen hatte, half durch unablässigen Widerstand in Höhe seines überragenden Wissens, als ich an der grünen Tafel einer Synopsis von Zeit in den Künsten nachzugehen versuchte, dem Kampf gegen die Wirklichkeit, genauer, gegen den Tod.

Würden wir, mitgerechnet die Architektur, sechs Künste zählen, waren diese jeweils drei verschiedenen Zeiten unterworfen: der anerkannt physikalischen, der jeweils erlebten und der dramaturgisch kunststeigenen. Daraus resultieren erneut Dreierformationen wie Schwund, Kopie, Singularität oder Mücke, Mensch, Mammutkiefer oder Bann, Information, Erfahrung oder Traum, Wunsch, Erlebnis oder von mir aus auch die umfangreichen „three little page papers“ von James Fenimore Cooper. Bei vierundsechzig Kästchen war die Tafel verheert und überkreuzt von Bezugspfeilen, ein Schimmer von Erlösung brach sich allein im Weiß der Kreide.

Das Abenteuer, das ich zu erklären getrachtet hatte, würde mich am Schreibtisch nicht im Stich lassen, wenn es sich auch, seinem Anspruch gemäß, in Begriffsmustern kaum entschlüsseln ließe. Aber schon auf der endgültigen Rückfahrt nach München, nachts, zusammengerollt in einem Abteil mit zwei höflich verschwitzt riechenden, jungen Amerikanern, holte mich ein längst geschriebenes Gedicht ein. Es heißt „Der Gesang der Wale“, siehe Versband „Ziele“ (Rowohlt, 1977).

Der Autor:

Günter Herburger, 1932 in Isny im Allgäu geboren, Film- und Hörspielautor, trat vor allem mit Romanen, Erzählungen und Lyrik hervor. Sein jüngster Gedichtband: „Sturm und Stille“ wurde 1993 bei Luchterhand in Hamburg verlegt.

